

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(3. Fortsetzung.)
5. Kapitel.

Bei seinem nächsten Besuch in Mahrenberg, zwei Tage später, fand Rainer Sylvia schon besser aussehend. Das Haar lag nicht mehr so glatt um den Kopf, sondern machte einen schüchternen Versuch, sich um Stirn und Schläfen zu bauschen. Die Pomade fehlte, und man sah nun, daß es weich und glänzend war, von einem warmen Braun.

Auch das Kleid war, so gut es ging, verbessert und ließ eine schlante, schön gebaute Figur wenigstens ahnen. Diesmal waren die beiden Herren am Nachmittag gekommen und waren dank Benedas offener Hand — er hatte Hasen und Hasanen mitgebracht — sogar zum Thee gebeten.

Aber Beneda that noch mehr. Er nahm nicht nur die Großmutter gänzlich auf sich, sondern verstand es auch durch halbe Andeutungen, ihr den Zweck von Rainers Besuchen deutlich zu machen.

Daraufhin wurde die Baronin sehr lieblich gegen Rainer. Sie hatte immer gefürchtet, Sylvia bei sich behalten zu müssen, bis sich irgendwo einmal der Rettungshafen eines Stiftsdamenplatzes für das Mädchen auftun würde. Und nun bot sich plötzlich eine so unerwartet glänzende Versorgungsaussicht!

Sylvia merkte und ahnte nichts. Sie war wie in einem holden Traum gefangen. Er war wieder da und sprach mit ihr. Darüber verlor sie die ganze Welt und alles Bittere, das sie umgab.

Gerade als man sich zum Thee setzen wollte und Sylvia die Tassen vollgoh, kam Walter v. Sternberg. Er war erpicht von einem schnellen Ritt und schien sowohl erregt als zerstreut. Nachdem er die alte Baronin begrüßt und Beneda ein paar gleichgültige Worte gesagt hatte, trachtete er, in Sylvias Nähe zu kommen.

Aber dies war nicht so leicht. Sie saß an einer der Breitseiten des vierseitigen Tisches, rechts von sich Rainer, links ein Tischchen, auf welchem sich der Theetisch befand. Bei Walters Eintritt hatte sie ihn freudlich, aber gleichgültig zugesehen, ohne aufzustehen, so wie bei einem, dem man gewohnt ist, nicht als Gast, sondern als Hausfreund zu betrachten.

„Darf ich dieses Tischchen etwas zur Seite rücken liebe Sylvia, und neben dir Platz nehmen?“ fragte Walter.

Sylvia antwortete, vielleicht, ja wahrscheinlich seine Sehnsucht gar nicht ahnend: „Wozu solltest du dich denn so einengen? Setz dich doch neben Baron Beneda!“

Enttäuscht nahm Walter den ihm angewiesenen Platz ein. Er war gestern und vorgestern von Dolleau herübergekommen und beide Male vergebens. Sylvia hatte sich nicht blicken lassen.

Nun sah er sie da neben Rainer sitzen mit einem ganz fremden Ausdruck im Gesicht. „Wie hübsch sie sich gemacht hat um feinetwillen!“ dachte er beunruhigt. „Wie leuchtend ihre Augen sind!“

Und eine heiße Angst, die ihn stumm und unbeholfen machte, packte ihn plötzlich.

Er kannte Sylvia seit ihrem vierzehnten Jahre, sie dazwischen einander, und Sylvia nannte seine Großmutter „Tante“, obwohl kaum mehr von einem Verwandtschaftsgrad die Rede sein konnte. Gegen ihn war sie immer unbenommen gewesen, wie gegen einen älteren Bruder, aber so lebhaft hatte er sie niemals gesehen. „Mein Gott“, dachte er in einem fort gekommen, „sollte es wahr sein? Liebt sie ihn schon?“

Er überhörte darüber mehrere an ihn gerichtete Fragen und spielte eine traurige Figur neben Rainer, welcher sich so lebhaft gab, wie es ihm nur möglich war.

Endlich fiel ihm doch ein, daß er diesmal nicht bloß gekommen war, Sylvia zu sehen, sondern daß er auch eine Botschaft seiner Großmutter an die Baronin Mahrenberg auszurichten hatte. Die Gräfin Graben war mit ihren beiden Töchtern wie alljährlich auf der Durchreise nach Dobrintha in Dolleau angekommen und wollte eine Woche bleiben. Samstag sollte ihr zu Ehren ein kleines Fest gegeben werden, und dazu sollte er die Damen von Mahrenberg einladen.

Sylvias Großmutter, welche prinzipiell jede Einladung ausschlug, weil sie sich nicht revanchieren wollte, lehnte natürlich ab, sagte aber für Sylvia zu. Und da sie sehr neugierig war, wollte sie eine Menge über die Gardens wissen und verwickelte Walter in ein längeres Gespräch. Als sie ihn endlich wieder freigab, bemerkte er zu seinem Aerger, daß Sylvia mit Rainer ins Gespräch in den Garten gegangen war.

Beneda sagte, Sylvia wolle Rainer den alten Epheubaum an der Rückseite des Hauses zeigen.

Es dauerte eine gute Weile, ehe sie wiederkamen. Man hätte geradezu blind sein müssen, um aus Sylvias leuchtenden, jeder Verstellung unfähigen Augen nicht herauszulesen, wie es um ihr Herz stand.

Walter v. Sternberg fühlte verzweifelt, daß für ihn alles verloren sei. Vielleicht wenn er gesprochen hätte, ehe Rainer gekommen war, daß Sylvia, die damals nichts von Liebe wußte und ihm mit unbefangener Herzlichkeit zugethan war, ihm ihr Jawort gegeben hätte. Aber da waren immer diese unseligen Zweifel in ihm gewesen: Ist es die wahre Liebe? Werde ich sie glücklich machen können? Bin ich würdig, sie zu besitzen? Kann sie mir ein wenig gut sein?

So hatte er gewartet und gezögert. Und nun war es zu spät. Sylvia jetzt um ihre Hand zu bitten, wäre ebenso aussichtslos als lächerlich gewesen. Wie sehr verwünschte er nun diese unselige Unentschlossenheit, welche den Grundzug seines Wesens bildete und ihm überall hindernd in den Weg trat, wo er etwas Großes anstrebte.

Dann erfaßte ihn wieder Unruhe, wenn er an Sylvias Zukunft dachte. Sie war in so völliger Abgeschlossenheit und Unkenntnis der Welt erzogen worden — wie würde sie sich zu rechtfinden in der neuen Stellung? Und wenn jene Gerüchte über Rainer und die Fürstin Lambach nun doch nicht ganz aus der Luft gegriffen wären? Aber selbst angenommen, es wäre nichts daran — sie waren nun doch einmal da. Jemand ein Zufall konnte etwas davon zu Sylvias Ohren tragen. Was dann? Wie würde sie in ihrer unberührten Keuschheit, in ihrem blinden Vertrauen davon erschüttert werden!

Jugendliche mühte sie doch gewarnt, vorbereitet werden, dachte Walter gequält und fühlte gleichzeitig doch ganz genau, daß es geradezu gemein wäre, ihr etwas davon zu sagen. Die anderen sprachen von den Grabens. Sylvia freute sich kindisch auf den Samstag, von dem sie nur noch vier Tage trennten. Sie nahm als selbstverständlich an, daß Rainer auch hindommen würde.

Er schwieg dazu. Einerseits war es ihm lieb, daß Grabens gerade jetzt gekommen waren, denn er ahnte ganz richtig, daß die Gräfin in dem Feldzuge gegen ihn und Laja als Führerin fungierte. Nun sollte sie just Zeugin seiner Werbung um Sylvia werden! Andererseits war ihm um der Gräfin Graben willen das Zerwürfniß mit Tante Saphine peinlich.

Was sollte man denken, wenn man ihn, der bei Dolls wie ein Kind vom Hause geht, nun dort nicht sah? Was immer für eine Ausrede die Baronin ihren Gästen aufzählen würde, Zdenka Graben würde sie doch nicht glauben und glücklich sein, diesen neuesten Klatsch in alle Welt tragen zu können.

Sehr wahrscheinlich war es sogar, daß sie mit dem ihr eigenen Scharfsinn den wahren Grund errieth, und dann war seinen Absichten mit Sylvia von vornherein die Spitze abgebrochen.

Etwas verstimmt brach er endlich auf. Sylvia, die beunruhigt die Schatten auf seiner Stirn las, ohne den Grund zu ahnen, fragte schüchtern: „Kommst du bald wieder, Rainer?“

„Ja — bald,“ antwortete er zerstreut. „Vielleicht schon morgen.“

Der erste Theil des Weges, welcher mit Walter v. Sternberg, der sein Pferd am Zügel führte, zurückgelegt wurde, verlief ziemlich schweigend. Instinktiv fühlte sowohl Rainer als Walter, daß das alte herzliche Verhältnis zwischen ihnen vorüber war, und da außerdem jeder mit seinen eigenen Angelegenheiten vollaus beschäftigt war, wechselten sie kaum ein Wort und trennten sich schließlich mit kühler Höflichkeit.

Kaum war Walter außer Hörweite, als Beneda lachend sagte: „Mir scheint, dem armen Walter bist du recht in die Quere gekommen. So lange hat er getoggenburgert, bis ein anderer kam und ihm seine Angebetete vor der Nase wegnahm.“

Rainer blieb betroffen stehen. „Du meinst?“

„Daß Walter Sylvia liebt! Mensch, bist du denn blind! Seine verstorbenen Blicke verschlangen euch ja förmlich!“

„Darauf also!“ murmelte Rainer, und er meinte nun Tante Saphines Benehmen erst zu verstehen. „Lebrigens,“ fuhr Beneda fort, „hast du gewonnenes Spiel. Die Kleine ist bezaubert von dir, und in ihrer Bezauberung sieht sie gar nicht überal aus. Unter deiner Leitung kann noch etwas ganz Passables aus ihr werden. Wenn ich die Ehe nicht für

das größte Malheur des Mannes hielt, würde ich dir sogar Glück wünschen, aber so — na, mich geht's schließlich nichts an, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“

Rainer antwortete nicht. Schweigend und bekümmert starrte er zu dem sternüberfühten Himmel hinauf, der sich kalt und klar über ihnen wölbte.

Ja, er fühlte, daß er leichtes Spiel haben werde. Aber dann? So oft er an die Zukunft dachte, schnürte irgend eine unbekannte Angst ihm die Kehle zusammen. Und nun noch die Entdeckung von Walters Liebe! Walter war ein braver Mensch ohne die geringste Vergangenheit — er würde Sylvia zweifellos glücklich gemacht haben, wenn Rainer nicht dazwischen getreten wäre.

Sollte er nicht doch lieber schweigen? War es nicht wirklich ein jammervoller Handel, in den er dieses arme Kind hineinziehen wollte? Ein ganz gemeiner Betrug?

Wenn sie jemals ahnte, was ihn antrieb, um sie zu werden? Das Herz klopfte Rainer plötzlich zum Berspringen.

Aber dann fiel ihm Laja ein. Er hatte ihr sein Wort gegeben. Sollte er es brechen und sie elend machen, um Sylvia zu schonen? Unfinn! Wenn er auch wollte, jetzt war es zu spät. Sylvia liebte ihn, und er würde durch sein Zurücktreten nur beide elend machen.

Er mußte weiter gehen, mochte nun daraus entstehen, was da wollte.

Und wer sagte denn, daß Sylvia unglücklich sein würde? Niemand würde sie ahnen, weshalb er sie zur Frau begehrte, und niemals würde er es an allen äußeren Rücksichten fehlen lassen, die eine Frau von ihrem Gatten beanspruchen konnte.

Als sie Hubertushöhe erreichten, war Rainer fest entschlossen, Morgen in Mahrenberg seine Werbung zum Abschluß zu bringen.

Der nächste Tag brachte ihm ein Billet von Saphine Doll. Sie schrieb:

„Lieber Rainer, daß Gardens bei uns sind, weißt Du, nach reiflicher Ueberlegung kam ich zur Ueberzeugung, daß sie, um feinerlei Gerüchten weitere Nahrung zu geben, nichts von unserer Entfremdung merken sollen. Ich bitte Dich also, uns wie früher zu besuchen und Dein Benehmen so einzurichten, daß niemand Anlaß zu Bemerkungen findet. Solltest Du Sylvia Mahrenberg zufällig bei uns treffen, so bitte ich Dich nur um eines: betrachte mein Haus als neutralen Boden und führe in meinen vier Wänden den wenigstens feinerlei Entscheidung herbei. Was Du sonst thun willst, geht mich nichts an. Ich bin zu der Einsicht gekommen, daß es thöricht ist, sich dem Schicksal in den Weg zu stellen, da Gott allein es ist, welcher uns führt. Samstag Abend haben wir eine kleine Gesellschaft, es würde sich freuen, Dich dabei zu sehen, Deine Großtante, Saphine Doll.“

Rainer antwortete umgehend. „Liebe Tante Saphine, ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du — ich fühle es wohl — auch ein wenig um meinethwillen, Dir den Entschluß abtrage, mir Dolleau wieder zu öffnen. Was Deinen Wunsch bezüglich Sylvias betrifft, so ist es selbstverständlich, daß die Entscheidung nicht dort fallen darf. Sie wird entweder früher in Mahrenberg oder — niemals stattfinden. Ein Zurück ist nicht mehr möglich, selbst wenn es in meiner Absicht läge, schon um Sylvias willen, welche vielleicht heute durch einen Rückzug meinerseits unglücklich werden würde. Sei so freundlich, mir noch mitzutheilen, ob falls Sylvia vor Samstag noch meine Braut würde, Dir unser Kommen nicht doch unerwünscht wäre? Ich möchte, so weit es in meinen Kräften steht, mir Deine Liebe nicht ganz verschmerzen, hoffe aber das Beste für uns alle von der Zukunft. Dein immer gleich ergebener Rainer Riedberg.“

Noch am selben Abend erhielt er die Antwort.

Lieber Rainer, ich hoffe gar nichts von der Zukunft und habe nach wie vor die Ansicht, daß Du eine große Schuld auf Dich ladest durch den Schritt, welchen Du im Begriff stehst zu thun. Und jede Schuld, die wir mit Wissen begehen, rächt sich schwer! Aber meine alten Hände sind zu schwach, Dich aufzuhalten. Thu also, was Du willst, ich werde auch nichts weiter in den Weg legen und um der anderen willen zu allem schweigen, wenn ich es auch nicht billigen kann. Sylvia wird mir so oder so immer willkommen sein. Auf Wiedersehen! „Deine alte Großtante.“

Es gereichte Rainer sehr zur Befriedigung, daß sein Verhältnis zu Tante Doll äußerlich wenigstens wieder in ein friedliches Geleis kam. Er hatte unter dem Groll der alten Frau innerlich mehr gelitten, als er sich eingestehen wollte.

Was ihre Warnungen anbetraf, so war er mehr und mehr geneigt, dieselben als übertrieben zu betrachten. Manchmal kamen sie ihm sogar lächer-

lich altväterisch vor. Was er thun wollte, war ja nicht so schlimm. Laja hatte ganz recht. Tausende thaten Schlimmeres, ohne daß sie darum getadelt wurden.

Ja zuletzt kam es sogar wie frohe Zudersicht über ihn. Sylvias Liebe würde die Sache vereinfachen, anstatt sie zu erschweren. Ihr blindes Vertrauen schützte sie vor jedem Verdacht. Sie, die nie eine Freundin besessen hatte, würde Lajas Freundschaft mit offenen Armen aufnehmen, und alles würde gut werden.

In dieser Stimmung schrieb er einen langen Brief an die Fürstin, der mit den Worten schloß:

„Morgen, längstens übermorgen, hoffe ich Sylvias Jawort zu erhalten, dann, theuerste Freundin, — das Wort gewähre ihm förmlich Beurlaubung — ist der Würfel gefallen! Aber habe keine Sorge — Dein Rath war ein vortrefflicher, und was der kleinen Sylvia noch fehlt zur Gräfin Riedberg, das wird sie unter Deiner Leitung bald nachholen. Ich bin sicher, es wird Dich entzücken, ihre Freundschaft zu gewinnen.“

Und am nächsten Morgen fuhr er — zum ersten Male ohne Beneda — nach Mahrenberg. Es war der erste kalte, nebel schwere Herbsttag in diesem Jahre. Reif lag auf den fahlen Wiesen, die Luft war todt und frostig. Scharen von Krähen flogen kreisend über den Wald.

Aber Rainer lachte ihnen spöttisch nach. Er war ein aufgeklärter Mensch und solch altväterische Unglückszeichen schredten ihn nicht.

6. Kapitel.

Es waren nicht viele Menschen auf Dolleau an jenem Samstag. Nur ein paar Nachbarnleute aus der Umgegend, der Bezirkshauptmann Baron Glida, der ein Verwandter des alten Freiherrn war, und Baron Beneda. Man wunderte sich ein wenig, daß Rainer nicht mit Beneda kam, da er doch bei diesem wohnte.

Aber der Baron ludte lächelnd die Ucheln. „Der gute Riedberg ist sehr wenig zu Hause in Hubertushöhe,“ meinte er, „und ich bin ein viel zu guter Freund, um seine Freiheit irgendwie beeinträchtigen zu wollen. Ich lasse mich durch meine Gäste nicht stören, höre aber auch sie niemals.“

Saphine Doll erblickte und warf einen raschen besorgten Blick nach ihrem Entel hin, der zwischen dem beiden Kommissen Graben, Lori und Mary stand, die lebhaft auf ihn einsprachen.

Zdenka v. Graben aber riß ihre nichtsagenden Begehmeinnichtaugen neugierig auf. Sie war lichtblond, mit einem knochenigen farblosen Gesicht, das für gewöhnlich ausdruckslos war, im gegenwärtigen Moment aber voll Spannung auf Beneda blickte. „Ei, lieber Baron, darf man fragen, wo eigentlich Graf Riedberg seine Zeit verbringt? Wenn ich nicht irre, so ist er doch kein Liebhaber des edlen Weidwerks. Oder hätten Sie ihn dafür zu begeistern verstanden?“

„Reineswegs, Gräfin. Ich glaube, Rainers weidmännische Umblingung geht so weit, daß er nicht einmal ein Rebhuhn von einer Krähe unterscheiden kann.“

„Aber was treibt er denn dann? Hier auf Dolleau sieht man ihn ja auch nicht!“

Zdenka v. Graben witterte seit ihrer Ankunft auf Dolleau ein Geheimniß und hatte sich bereits alle Mühe gegeben, es herauszubringen — bis jetzt doch vergebens.

Die Einzelheiten, welche sie über den Klatsch Rainer-Lambach mitgebracht, waren von Saphine schweigend aufgenommen worden. Von dem alten Freiherrn, der in seiner Harmlosigkeit nichts ahnte und weder begriff, was man Rainer nachsagte, noch weshalb dieser nicht auf Dolleau geblieben war, hatte Zdenka erfahren, daß sich Rainer seit etwa einer Woche als Gast Benedas in Hubertushöhe aufhielt. Ueber den Zweck dieses Aufenthaltes konnte sie aber leider nichts erfahren, obwohl ihr die Neugierde in allen Fingerspitzen tribbelte. Kein Wunder also, daß sie nun Beneda bei dem Thema mit Gewalt festhielt.

Der Baron, der den wahren Grund ihrer Neugierde nicht ahnte, antwortete auf ihre letzte Frage mit einem viefsagenden Lächeln: „Eigentlich sollte ich darüber vielleicht nichts verrathen, aber schließlich macht Rainer selbst daraus kein Geheimniß — ich glaube, er wandelt auf Freiheitsfüßen.“

Die Gräfin prallte förmlich zurück. „Riedberg? Sie scherzen wohl, lieber Baron!“

„Durchaus nicht! Seht Sie das denn so sehr in Erstaunen? Leider — ich sage leider, da ich selbst ein abgesetzter Gefesind bin, wie Sie wissen — ist es so.“

Zdenka konnte es noch immer nicht fassen. „Ist denn der Fürst Lambach vielleicht gestorben?“ sagte sie endlich naiv.

Jetzt war es Beneda, der überrascht aufblickte. „Gundaker Lambach? Wie kommen Sie auf diesen, Gräfin? Ich begreife wirklich nicht —“

„Aber mein Bester — Sie wissen doch? Alle Welt weiß es ja!“ Die Gräfin sah ihr Gegenüber viefsagend an und schlug dann die Augen vor sittlicher Entrüstung nieder.

Beneda fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. „Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?“ sagte er fast unhöflich.

Dazu war die Gräfin nur zu gerne bereit. Beneda war ja noch einer, der nichts wußte. Sie rückte dicht an ihn heran und begann im Flüsterton ihm die ganze Geschichte zu erzählen. Alles, jedes Gerücht, jede kleinste Bemerkung, jeden verdächtigen Blick der beiden Opfer berichtete sie mit großer Ausführlichkeit und noch größerem Behagen.

Saphine Doll, welche bemüht war, ihre anderen Gäste zu unterhalten, hatte den Vorgang wohl bemerkt und ahnte, worüber da getuschelt wurde, und sie litt qualvoll darunter. Abgesehen davon, daß sie Klatsch überhaupt hasste und stets bestrebt gewesen war, ihr Haus davon rein zu halten, konnte sie die Liebe zu Rainer und auch ein wenig zu der so arg verlästerten Galaja beim besten Willen nicht ganz aus ihrem Herzen reißen. Es schmerzte sie daher tief, daß Leute wie Zdenka Graben nun zu Gerücht sigen durften.

Endlich hielt sie es nicht länger aus, stand auf und trat zu den jungen Leuten. Loris helles Lachen löste ihr schon von weitem entgegen. Daneben stand Walter mit verblüffter Miene und rothem Kopf.

„Nun, Kinder, was giebt es denn da so Heiteres zu verhandeln?“ fragte die alte Baronin freundlich.

Lori wandte sich noch immer lachend zu ihr. „O Tante Doll!“ — fast alle, die auf Dolleau verkehrten, und das waren nur alte langjährige Bekannte, nannten Saphine Tante — Baron Sternberg ist so komisch! Er erzählte uns eben, daß er absolut nicht wisse, wozu er eigentlich taugt! Ist das nicht köstlich?“

Die Baronin lächelte. „Nun, so ernsthaft wird es wohl nicht gemeint sein. Walter ist eben ein Grübler. Aber wo es galt, seinen Mann zu stellen, hat er ihn noch immer gestellt.“

„Nein, Großmama, ich meine es wirklich ernst. Ich habe auch nicht immer meinen Mann gestellt, wie du meinst.“

„Ja, denken Sie nur, Tante Doll, er weiß nicht einmal, ob er mehr für Riepert oder Milchlähe schwärmt!“ rieferte Mary v. Graben, die ganz das Ebenbild der Mutter war, aber in veredelter Weise. Sie hatte denselben slavischen Typus und dasselbe lichtblonde Haar, dabei aber herrliche Farben und eine volle Gestalt, so daß sie für eine Schönheit galt.

Lori, die dem Vater nachschlug, weniger blendend und imposant, dafür aber wärmer und sympathischer anmuthete, reichte ihre schlante Mädchenform und blickte Walter mit ihren schelmischen Braunaugen herausfordernd an. „Ich für meine Person weiß immer ganz genau, was ich will!“ sagte sie. „Und Mary auch.“

„Nun, und was wollt ihr denn, ihr Kinder?“ scherzte die Baronin. „Wohl recht viel Länger auf den nächsten Wälden in Wien?“

„O — viel mehr! Mary will einen englischen Kavaliere, der ein altes Schloß und recht viel Epheu herum besitzt und sie heirathet.“

„England ist so schid!“ warf Mary ein.

„Und ich will eine Landbesitzerin werden.“

„Wie bescheiden! Da kannst du, es ja mit deinem Bester Jaromir auf Dobrintha versuchen; ich hörte schon ein Vöglein fliegen, daß er sehr für eine gewisse Lori schwärmt.“

„Ach nein, Dobrintha gefällt mir nicht,“ rief Lori v. Graben. „Es liegt ganz im Böhmischem, und der Wald ist eine Stunde weit entfernt. Auch kann ich zu wenig Böhmischem, um mich

mit den Dienstleuten zu verhandigen. Ich will auf einem deutschen Gute Herrin sein und von früh bis Abend herumwirthschaften.“

Dabei sah die kleine zielbewusste Dame Walter v. Sternberg mit einem Blick an, der ihn eigenhümlich warm durchriefelte und seiner Großmutter zu denken gab.

Lori war ein Mädchen, das man schon um seiner Gutmüthigkeit willen lieb haben mußte, und wenn sie auch einmal nicht viel mitbekam, der Erbe von Dolleau brauchte darauf nicht zu sehen. „Wenn es ihr gelingt, sein Herz zu gewinnen und ihn zu einem so wichtigen Entschluß zu bringen — warum nicht?“ dachte die Baronin.

„Ich hätte nichts dagegen, nachdem mir mein Lieblingswunsch, Sylvia als Töchterchen zu bekommen, ins Wasser fiel.“

Baron Glida suchte die Hausfrau, um ihr einige Fälle aus seiner jüngsten Amtsbücherei zu erzählen und ihr Urtheil darüber zu hören. Er nannte die alte Dame scherzhaft seine „Egeria“ und war stets sehr befreudigt, wenn sie seine Meinung über eine Sache theilte. Er galt für ein großes Kirchenlicht. Bisher hatte er aus Höflichkeit sich von Onkel Felician das Wesen der Patience erklären lassen.

Der Hausherr sprach mit niemand über etwas anderes. Seine Leidenschaft für Patience war so groß, daß er den ganzen Tag damit verbrachte und mit zunehmendem Alter den Sinn für alles andere darüber verloren hatte. Man hörte ihm gebildig zu, war nachsichtig gegen ihn wie gegen ein Kind — das er ja auch war — und achtete ihn, weil er erstens der Hausherr und Saphines Gatte und zweitens, weil er früher einmal wirklich ein amüsanter Kavaliere gewesen war.

Nun war Glida zu seiner Erleichterung von dem Freiherrn Karsten, einem Nachbarn der Dolls, abgelöst und sah sich nach seiner „Egeria“ um. Freundschaft hörte sie seinen Auseinandersetzungen zu und horchte dabei mit einem Ohre etwas beunruhigt nach der anderen Salonede hin, wo Beneda und Gräfin Graben noch immer miteinander sprachen. Saphine konnte nichts verstehen, aber die Stimmen der beiden klangen nun laut und erregt, so daß auch andere Gäste verwundert aufblickten.

Zdenka war endlich mit ihrer Klatschgeschichte fertig geworden und sagte nun triumphirend: „Nicht wahr, lieber Baron, jetzt begreifen Sie, warum ich an diese angeliche Freierschaft Riedbergs nicht glaube? Das soll wohl der Welt nur Sand in die Augen streuen, sie ablenken. In Wahrheit denkt Riedberg nicht daran, eine andere zu heirathen. Wie sollte — könnte er denn auch?“

In Beneda lachte es. Er hatte diese Graben nie ausstehen mögen, jetzt hasste er sie beinahe. Seine ehrliche Natur sträubte sich gegen diese unlauteeren Verdächtigungen des Freundes, dem er aufrichtig zugethan war, und er, der bisher im Stillen ein wüthender Gegner dieser Heirath gewesen war, wünschte nun plötzlich, daß sie zu Stande kommen möge, nur um diesem „schrecklichen Weibe“ den Mund zu stopfen. Von dem, was sie ihm erzählt hatte, glaubte er kein Wort. Und das wollte er der Graben folgen klarmachen. „Warum sollte Riedberg nicht können, Gräfin?“ fragte er. „Sie werden doch von diesem elenden Klatsch kein Wort glauben?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Romanabschnitt in No. 246 des Unterhaltungsblattes der Saale-Zeitung erzählt von der Feldbin: „... sie war vollständig überrascht, ihre rothgefarbte erhobte sich und ihre Augen spielten nerbös mit einer Stude.“ Wenn ihr nur nicht die Stidnabel dabei in die Augen stach.

Ausgleich.



Weinbändler: „Mit den letzten Karsten, die Sie mir geliefert haben, war ich nicht zufrieden — die haben hart gemooft!“
Fischwändler: „Dafür hat auch der Wofelwein, den ich bei Ihnen gekauft habe, gar nicht gemooft!“